

Bologna als Reformimpuls für das Curriculum in theologischer Ethik

Von Johannes Fischer

Die deutschschweizerischen Fakultäten sind derzeit intensiv mit einer Restrukturierung des Theologiestudiums nach Maßgabe des sogenannten Bologna-Modells befasst. Sie sind dies nicht freiwillig, sondern aufgrund von politischen Entscheidungen auf nationaler Ebene, auf die sie keinen Einfluss hatten, und sie haben keine Möglichkeit, sich dieser Entwicklung zu entziehen. So bleibt ihnen nur übrig, sich in das Unabwendbare zu fügen und das Beste daraus zu machen. In der Tat kommt einiges in Bewegung, das nicht nur schlecht ist, sondern zu Verbesserungen in der Qualität des Studiums führen kann. Das betrifft vor allem die Tatsache, dass die einzelnen theologischen Fächer in die Pflicht genommen werden, sich genauestens Rechenschaft über das von ihnen angebotene Curriculum zu geben. Welche Kompetenzen sollen die Studierenden am Ende ihres Studiums in dem betreffenden Fach erworben haben, und wie muss das Studium aufgebaut sein, damit sie in überschaubarer Zeit und mit vertretbarem Aufwand diese Kompetenzen erlangen können?

Begeistert ist hier niemand, und sicherlich wäre es sinnvoller gewesen, zunächst das vorhandene Curriculum auf seine Schwächen hin zu evaluieren und gezielte Verbesserungsmaßnahmen einzuleiten, statt den Universitäten für sämtliche Studiengänge ein Modell aufzudrücken, das nicht nur die Theologie vor erhebliche Probleme stellt. Ein Problem, das besonders viel Kopfzerbrechen macht, ist die Kompatibilität der Curricula zwischen verschiedenen Fakultäten. Eines der Ziele des Bologna-Prozesses ist es, durch die Angleichung der Studiengänge die Mobilität der Studierenden zu fördern. Dieser Aspekt ist gerade für die deutschschweizerischen Fakultäten von erheblicher Bedeutung, da sie räumlich nahe beieinander liegen, was den Studierenden die Möglichkeit eröffnet, während des Semesters Lehrveranstaltungen auch an anderen Universitäten zu besuchen als der, in der sie immatrikuliert sind. Das wird bisher schon in einem erfreulichen Masse wahrgenommen. Nach dem Ideal des jetzt eingeführten Modells sollen an allen Fakultäten gleiche Studienleistungen mit der gleichen Zahl von Creditpoints als Leistungsausweis für die Studierenden bewertet werden, so dass es keine Rolle spielt, an welcher Fakultät sie die betreffende Studienleistung erbracht haben. Das bedeutet, dass die Curricula an allen Fakultäten nicht nur in ihrer Grundstruktur gleich aufgebaut, sondern auch in der Verteilung der Creditpoints für die einzelnen Studienleistungen gleich strukturiert sein müssen. Gerade in diesem Punkt sind erhebliche Schwierigkeiten aufgetreten bereits in der Verständigung zwischen Basel, Bern und Zürich, die es schwer vorstellbar machen, wie einmal eine Vereinheitlichung im gesamten deutschsprachigen Raum möglich sein soll, wenn die Fakultäten in Deutschland und Österreich sich dem Bolognaprozess anschließen sollten.

Ein Grund für die Schwierigkeiten liegt in den unterschiedlichen Zeitvorgaben innerhalb der einzelnen Universitäten. So musste in Basel, das gerne und manchmal in überstürzter Eile den Vorreiter macht, wenn es um Reformen geht, aufgrund des Beschlusses der dortigen Universitätsleitung das Bolognakonzept bereits zum Ende des WS 2003/04 fertig vorliegen, was die beiden anderen Fakultäten, die sich mehr Zeit lassen wollen, in Zugzwang gebracht hat. Ein weiterer Grund liegt in der Gewichtung der einzelnen theologischen Fächer im Blick auf die Gesamtsumme der von ihnen zu vergebenden Creditpoints, ein Punkt, der verständlicherweise zwischen den Fächern für Diskussionen sorgt. In Zürich hat man sich darauf verständigen können, dass die exegetischen Disziplinen zusammengenommen genauso viele Creditpoints zu vergeben haben wie die Systematische Theologie, und innerhalb der Systematischen Theologie die Dogmatik genauso viele Creditpoints wie die Ethik. Auch in Basel sind Dogmatik und Ethik gleichgestellt. Ein dritter Grund für die Schwierigkeiten liegt darin, dass die Fakultäten neben den klassischen theologischen Fächern unterschiedliche Zusatzprofile haben – gender studies, jüdische Studien, Religionswissenschaft –, die sie in das Creditpoint-System einbauen müssen, da alles, was nicht in der blanken Münze von Creditpoints erscheint, in Zukunft der Bedeutungslosigkeit anheimzufallen droht. Ein vierter Grund liegt schließlich in unterschiedlichen Gewichtungen und Zuordnungen. So muss in Basel die Philosophie innerhalb des Punktekontos der Systematischen Theologie verrechnet werden, während sie in Zürich gesondert verrechnet wird. All dies führt dazu, dass nur eine ungefähre Angleichung im Verrechnungssystem der Studienleistungen zwischen den drei Fakultäten möglich ist.

Immerhin hat man sich innerhalb der Systematischen Theologie bezüglich der Grundstruktur des Curriculums vorläufig verständigen können. Vorläufig insofern, als dies in Bern und Zürich noch nicht definitiv von den dortigen Fakultätsversammlungen abgesegnet worden ist. Eine wichtige Implikation des Bologna-Modells, in der man einen Vorzug sehen muss, ist die Nötigung zur Modularisierung des Curriculums. Diese ist schon allein deshalb notwendig, weil nur so die Belastung mit Prüfungen in halbwegs erträglichen Grenzen gehalten werden kann. Denn Creditpoints dürfen nicht ohne entsprechende Leistungsnachweise vergeben werden, und es würde eine Flut von Prüfungen nach sich ziehen, wenn diese Leistungsnachweise am Ende jeder einzelnen Lehrveranstaltung erbracht werden müssten. Auch bei einer Modularisierung ist allerdings absehbar, dass in Zukunft ganze Wochen innerhalb oder außerhalb des Semesters für Prüfungen reserviert werden müssen.

Das nun ausgehandelte gemeinsame Konzept für die Systematische Theologie, für das die Basler die Pionierarbeit geleistet haben, sieht vor, dass es in Zukunft in diesem Fach sieben Module geben soll, die sich auf den Bachelor- und Masterstudiengang verteilen. Ein erstes Modul hat einführenden Charakter. Es soll einen Überblick vermitteln über die zentralen Themenfelder der Dogmatik und Ethik in ihrem Zusammenhang. Dies soll in einem zweisemestrigen Grundkurs geschehen im Umfang von zwei Semesterwochenstunden. Ein zweites Modul befasst sich mit den methodischen Grundlagen der systematischen Theologie, und zwar in exemplarischer Auseinandersetzung mit einem oder mehreren klassischen Themen dieser Disziplin. Dafür ist ein Proseminar im Umfang von drei Semesterwochenstunden vorgesehen. Diesen beiden ersten Modulen sollte auch die philosophische Propädeutik zugeordnet werden, um das methodische Denken der Studierenden zu schulen. Ein drittes Modul ist der Philosophie- und Theologiegeschichte gewidmet, wobei dies in Gestalt entsprechender

Vorlesungen und Übungen geschehen soll. Diese drei Module sind für alle Studierenden obligatorisch.

Die übrigen vier Module sind Wahlpflichtmodule, von denen eines im Bachelorstudium zu absolvieren ist und drei ins Masterstudium fallen. Zwei Module sind in der Dogmatik angesiedelt und zwei in der Ethik. Nach den Basler Vorstellungen hat das erste der dogmatischen Module die vertiefte Auseinandersetzung mit Grundfragen der Dogmatik (Prolegomena, Gotteslehre, Christologie usw.) zum Zwecke der Bildung der eigenen theologischen Urteilskraft zum Inhalt, während das zweite in eher exemplarischer Auseinandersetzung zentrale Fragen des christlichen Menschen- und Weltbildes sowie des Kirchenverständnisses behandelt und dabei Einblicke in aktuelle Forschungsfelder vermittelt, auch dies mit dem Ziel der Vertiefung der theologischen Urteilskraft und Kommunikationsfähigkeit. Darüber, wie die beiden ethischen Module auszugestalten sind, bestehen zwischen den drei Fakultäten unterschiedliche Vorstellungen. Das muss kein Schade sein, im Gegenteil, gibt es doch den Studierenden die Möglichkeit, im Rahmen der Mobilität zwischen den Fakultäten unterschiedliche Konzeptionen und Schwerpunktsetzungen kennen zu lernen. In Basel liegt der Akzent auf der Ethik des Christentums der Moderne und der Struktur ethischer Urteilsbildung im Sinne neuzeitlich-protestantischer Ethik, und dies in sowohl institutionenethischer wie individuellethischer Perspektive. Zürich tendiert demgegenüber zu einem weitergespannten Horizont, der die Perspektive nicht von vorneherein auf das neuzeitliche Christentum beschränkt, dies nicht zuletzt auch angesichts der Renaissance von Fragestellungen und Einsichten der antiken Ethik in der heutigen ethischen Debatte. Danach befasst sich das erste Modul mit der Fundamentalethik im Sinne der hermeneutischen Erschließung dessen, was man abgekürzt christliches Ethos nennt, im Horizont des ethischen Denkens der Moderne, aber auch unter Einbezug der Weichenstellungen, die die antike Ethik für die Artikulation und Ausprägung der sittlichen Orientierung des christlichen Glaubens gehabt hat, und das zweite Modul mit anwendungsbezogenen Fragen, und zwar sowohl in institutionenethischer wie in individuellethischer Perspektive.

Man mag über den Bolognaprozess denken wie man will; er hat zumindest darin ein Gutes, dass er die Fächer zwingt, sich interfakultär über ihre Lernziele und Curricula zu verständigen und für größtmögliche Transparenz für die Studierenden zu sorgen. Das oben Skizzierte betrifft natürlich im Wesentlichen nur die Grundstruktur des Curriculums, wobei ein besonderer Akzent auf die Schulung methodischen Denkens und auf die Befähigung zu eigener theologischer Urteilsbildung gelegt wird. Denn hier liegen wesentliche Schwächen in der gegenwärtigen theologischen Ausbildung, und das betrifft nicht zuletzt die theologische Ethik. Der Mut, sich seines eigenen Verstandes zu bedienen und zu strittigen Fragen eigenständige Argumentationen zu entwickeln, statt sich hinter der bloßen Berufung auf etablierte Positionen zu verstecken, ist bei vielen Studierenden am Ende ihres Studiums zu wenig ausgeprägt. Die Schleiermachersche Forderung, wonach von einem jeden evangelischen Theologen verlangt werden muss, dass er im Bilden einer eigenen Überzeugung begriffen ist, erfordert gebündelte Anstrengungen im Hinblick auf die Erziehung zu eigenständigem theologischen Denken.

Was die inhaltliche Ausgestaltung der Ethikmodule betrifft, so ist hier eine ganze Reihe von Fragen zu bedenken. Die erste und wichtigste ist: Für welche Berufe und Tätigkeitsfelder bildet das Theologiestudium aus? Und ist das, was den Studierenden im Verlaufe ihres Studiums vermittelt wird, geeignet, sie für ihre künftigen Aufgaben hinreichend vorzubereiten? Als

Dozierender, der sich einerseits im Horizont der ethischen Tradition bewegt und andererseits in laufende ethische Debatten im akademischen und öffentlichen Bereich involviert ist, ist man leicht geneigt, Ethik mit eben dem gleichzusetzen, womit man selbst ständig befasst ist. Demgegenüber verdient ein Gedanke verstärkte Aufmerksamkeit, der besonders von Klaus Tanner immer wieder in Erinnerung gerufen wird, nämlich dass Ethik nicht eine abgehobene bloße Verstandestätigkeit ist, sondern dass sie ihre sozialen Orte hat, und dass die Befähigung zu ethischer Kompetenz wesentlich beinhaltet, diese Orte und die dort sich stellenden Fragen zu identifizieren und zu reflektieren. Ein Grossteil der Studierenden wird nach wie vor den Beruf der Pfarrerin bzw. des Pfarrers ergreifen. Für die Befähigung für dieses Berufsfeld reicht es nicht aus, wenn Studierende sich im Laufe ihres Studiums mit Fragen wie jener der Organtransplantation oder der aktiven Sterbehilfe befasst haben, die bekanntlich dankbare Themen für Seminar- oder Examensarbeiten sind. Damit soll nicht gesagt sein, dass die Befassung mit solchen Themen für den späteren Pfarrerberuf nicht nützlich sein kann, zum Beispiel für Spitaltpfarrer, die in Ethikkommissionen Einsitz haben, oder für spezielle Gemeindekreise, die sich mit medizinethischen Fragen befassen und an dafür interessierte Gemeindeglieder wenden. Doch wichtiger ist, dass sich die Studierenden im Laufe ihres Studiums kraft eigener Einsicht eine Vorstellung von der sittlichen Dimension christlicher Existenz gebildet haben sowie von den Aufgaben, die sich im Hinblick auf die Bewusstmachung und Pflege dieser Dimension in Verkündigung, Unterricht, Seelsorge und exemplarischen Formen gemeinsamen Lebens in Freizeiten und Gemeindeveranstaltungen stellen. Es mag hier an Diltheys Unterscheidung dreier Momente erinnert werden, die sich an allem Verstehen von Lebensphänomenen unterscheiden lassen, nämlich *Erleben*, *Ausdruck* und *Verstehen*. Auf der elementarsten Stufe ist der christliche Lebensvollzug eine bestimmte Weise des Erlebens der Wirklichkeit. Dieses Erleben findet seinen Ausdruck bzw. seine Artikulation – um einen Ausdruck von Charles Taylor aufzugreifen – in der christlichen Glaubenssprache. Das solchermaßen Artikulierte wiederum ist Gegenstand von Verstehensbemühungen, wobei diese sich ihrerseits verstehen lassen als Weiterarbeit an der Artikulation. Auf dieser letzten, dritten Stufe ist die Rede vom »christlichen Lebensverständnis« oder vom »christlichen Verständnis des Menschen« angesiedelt, auf die gerne in theologisch-ethischen Debatten rekurriert wird. Doch gilt es zu sehen, dass der christliche Lebensvollzug alle drei Ebenen umfasst, das Erleben, dessen Artikulation und das Verstehen dieser Artikulation. Das gilt insbesondere für die sittliche Orientierung des christlichen Lebensvollzugs. Es ist das Privileg des Pfarrerberufes, dass er es mit dem christlichen Lebensvollzug in diesem umfassenden Sinne zu tun hat, wozu auf der elementarsten Ebene auch Orte und Zeiten des gemeinsamen Erlebens in Kultus und Gemeindealltag gehören. Die große Stärke der theologischen Ausbildung liegt darin, dass sie den Blick weitet für diesen umfassenden Charakter menschlicher Lebensvollzüge und dass sie zu einem reflektierten hermeneutischen Umgang damit befähigt.

Ähnliche Überlegungen hinsichtlich der Orte der Ethik lassen sich für andere Tätigkeitsfelder anstellen, für die das Theologiestudium ausbildet, für den Lehrerberuf und den ganzen Bereich der Pädagogik zum Beispiel oder für Tätigkeiten im Bereich der Publizistik. Wie kommuniziert man ethische Themen in einer Rundfunkandacht? Wichtig ist in diesem Zusammenhang auch, dass die Studierenden sich im Verlaufe ihres Studiums eine Meinung gebildet haben hinsichtlich der Rolle religiöser Überzeugungen in der Öffentlichkeit einer libe-

ral verfassten demokratischen Gesellschaft, die durch einen weltanschaulichen Pluralismus gekennzeichnet ist. Das betrifft den ganzen Komplex der Beziehung zwischen öffentlicher Vernunft und religiösen Überzeugungen. Die Absolventinnen und Absolventen der theologischen Ausbildung sollten diesbezüglich aufrechten Ganges Rede und Antwort stehen können und sich einen eigenen Standpunkt erworben haben im Blick auf die öffentliche Bedeutung christlich-religiöser Überzeugungen und die Art ihrer öffentlichen Kommunizierbarkeit, statt den öffentlichen Raum nur als feindliches Terrain zu betrachten, das vor allem unter dem Aspekt der Marginalisierung alles Religiösen wahrgenommen wird.

Mag man das Bolognamodell lieben oder nicht – die Studienreform bietet die Chance, dass es innerhalb der deutschsprachigen evangelischen Ethik zu einer intensiven Verständigung darüber kommt, was die Ziele der theologisch-ethischen Ausbildung sind und welche Kompetenzen Studierende durch sie erwerben sollen. Das sollte trotz unterschiedlicher Schulrichtungen und ethischer Positionen in Einzelfragen im Grundsätzlichen möglich sein. Es setzt freilich einen Willen zur Verständigung und wechselseitigen Respekt angesichts unterschiedlicher theologisch-ethischer Auffassungen voraus, und die Angleichung der Curricula wird wohl bei nicht wenigen Fragen nur auf dem Wege des Kompromisses möglich sein. In den deutschschweizerischen Fakultäten wird dies gegenwärtig erprobt.

Prof. Dr. Johannes Fischer
Ethik-Zentrum der Universität Zürich
Zollikerstrasse 117
CH-8008 Zürich